



Platz für Pausen

An einem Radweg im Donautal haben sieben Architekten Holzkapellen gebaut – mit sehr unterschiedlichen Ideen



Sie mussten mit Holz gebaut werden und einen Rastplatz am Radwanderweg bieten, bei der Gestaltung hatten die Architekten aber freie Wahl: Die Kapellen Oberthürheim von Christoph Mäckler (Bild oben links), in Gundelfingen von Hans Engel (oben rechts) und in Emersacker von Wilhelm Huber (kleines Bild Mitte). Ebenfalls dazu gehören die Kapelle Ludwigschwäige von Alen Jasarevic, Unterliezheim von John Pawson, Oberbechingen von Frank Latke und die Kapelle Kesselstheim von Staab Architekten (untere Reihe, von links nach rechts).
FOTOS: ECKHART MATTHÄUS / SIEGFRIED UND ELFRIEDE DENZEL STIFTUNG



VON EVELYN PSCHAK VON REBAY

Manchmal dürfen sich Architekten über ganz besondere Aufgaben freuen. „Den Auftrag, eine Kapelle zu bauen – wie oft erhält man den schon im Leben?“ Alen Jasarevic hat ihn bekommen. Er ist mit seinem Team Teil des zeitgenössischen Bauprojekts *Sieben Kapellen*. Der Architekt mit Büro im schwäbischen Mering hat eine von sieben Kapellen gebaut, die ein Wertinger Stifterpaar zwischen 2018 und 2020 entlang neuer Radwege im schwäbischen Donautal errichten ließ. „Einen besonderen Raum am Wegrand zu erschaffen, mit sehr einfachen Mitteln, der berührt und etwas mitgibt. Das war das Ziel“, sagt der 47-jährige Architekt.

Ein Ziel, das ganz dem Zweck der Siegfried und Elfriede Denzel Stiftung entspricht. Die Holzunternehmer sind fest verwurzelt in ihrer Heimat und gründeten 2016 die Stiftung, um Kunst, Geschichte, Kirche, Religion und Kultur zu fördern. Sie

betrachten den damaligen Bezirksheimatpfleger Peter Fassl damit, ein Stiftungsprojekt zu entwickeln, in dem sich die einzelnen Inhalte zu einem großen Ganzen zusammenschließen. Und der promovierte Historiker und Theologe wurde fündig: Entlang der neuen Radwanderwege rund um Dillingen, so fiel es Peter Fassl nämlich auf, fehlte die Gliederung der Abschnitte durch kulturelle oder religiöse Zeichen. Bis ins 19. Jahrhundert jedoch, beschreibt der gebürtige Augsburgener, seien die Wege und Straßen im katholischen Süddeutschland christlich kartiert gewesen. Mit Kapellen an wichtigen Kreuzungen, Marterln und Wegkreuzen, die Orientierung gaben und einen Maßstab für Entfernungen.

„Da ich selbst gerne mit dem Rad unterwegs bin, weiß ich außerdem, wie schön Rastplätze sind“, sagt Fassl. Das Ziel war, die alte Tradition des Kapellenbaus in zeitgenössischer Gestaltung weiterzuentwickeln. Zu architektonischen Landmarken, die nachhaltig, dauerhaft, reparaturfreundlich, pflegeleicht und jederzeit frei zugänglich sein sollten. Bauliche Vorgaben

seitens der Stifter gab es wenige: aus Holz sollten die Kapellen sein, ein Kreuz mussten sie tragen.

Sieben Architekten wurden beauftragt. Unter ihnen auch Alen Jasarevic, dessen Wegkapelle in den Donauauen steht. Sie ist ein asymmetrisch aufragender Holzbau aus Weißtanneholz. Die glatte, industrielle Holzfläche des Gebäudeinnern kerbte der Meringer Künstler Josef Zankl mit

Arie am Wegesrand: In einer Kapelle nutzt eine Opernsängerin die gute Akustik

mehr als zwei Millionen Hohleisenschnitten ein. Einmal habe er den Holzbildhauer gefragt, wie lange er für die Innenwände denn jetzt noch bräuchte. „Und da hat er mir geantwortet: eine Kerbe, ein Herzschlag, jetzt kannst du's dir selbst ausrechnen“, sagt Jasarevic.

„Alle Mitarbeiter gehen immer noch einen Schritt weiter und arbeiten nicht nur fürs Geld.“ So seien im Verbund mit den an-

deren sechs Architekten sehr unterschiedliche und außergewöhnliche Kapellen entstanden.

Die intelligente Schlichtheit ist allen sieben Bauten gemein. Im Innern findet man kein liturgisches Mobiliar, aber immer Holzpodeste zum Sitzen und auch ein Gästebuch. Alle zwei bis drei Monate müssten die schwarz gebundenen Büchlein ausgetauscht werden, erzählt Siegfried Denzel und deutet auf eine Reihe archivierter Gästebücher, die in seiner heimischen Bibliothek stehen, dicht an dicht mit all den Bänden über Sakralkunst und -architektur sowie historischen Bibeln in brüchigem Leder. „Ich werde in sechs Monaten und zehn Jahren hundert sein“, sagt der Wertinger. Und bekräftigt, dass die Menschen, unabhängig vom Alter, nach etwas Höherem suchen: „Bis zum Tod brauchen wir Ziele.“ Auch diesem Umstand wollte er mit den Sieben Kapellen begegnen: „Wir laden hier die Menschen ein, ein Ziel zu finden und in der Natur zu rasten. In einem Bauwerk, das stets offen ist. Zum Nachdenken. Zur Besinnung. Als Ziel.“

Das Stifterpaar Denzel hat nicht nur die Bauplätze für die Kapellen erworben und die Baukosten übernommen, auch Pflege und Unterhalt der Kapellen ist für die kommenden 100 Jahre über die Stiftung abgesichert. Die Realisierung aller sieben Kapellen sei mit einer Million Euro kalkuliert gewesen, berichtet der 89-Jährige: „Das hat aber nicht gereicht.“

Doch dafür ist jetzt dieser etwa 120 Kilometer lange Radrundweg im Donautal mit sieben Kapellen bestückt. Man fährt gemütlich an langgestreckten Dörfern entlang. An Schützenheimen, Feuerwehrgerehäusern und den wegen der Pandemie noch immer geschlossenen Gastwirtschaften. An Windrädern, Höfen und Feldern, an bereiteten Äckern mit tief gezogenen Furchen. An Waldrändern und sanften Hügeln.

„Die Natur hat immer den Ausschlag für den Standort gegeben“, erklärt Denzel das Prozedere der gemeinsamen Grundstückssuche mit den Architekten. Dann habe der Erbauer „in die Natur hinein, ergänzend, ein Denkmal gesetzt“. Nicht die Kapelle,

sondern die Natur stünde im Vordergrund, betont der Stifter.

Wenige Kilometer vom Wertinger Wohnhaus der Denzels entfernt befindet sich unter den Kastanien einer Wegkreuzung westlich von Oberthürheim, an der Hangleite des Donautals, die jüngste der sieben Kapellen, die im vergangenen Dezember – wie sämtliche Stiftungsbauten – ökumenisch gesegnete Wegkapelle des Frankfurter Architekten Christoph Mäckler. Der schmale, steil aufragende Lärchenholzbau, zwölf Meter hoch, acht Meter lang, drei Meter breit, weist in seiner Betonung des Vertikalen zurück auf die Gotik als Hochzeit sakraler Architektur. Um die Mystik zu vervollkommen, tauchen 172 in die Längsfassaden eingelassene blaue Farbgläser und ein goldgelb in den Westgiebel eingefügtes Kreuz den Innenraum in ein schimmerndes Licht. Das Bauwerk ist aber nicht immer ein Ort der Ruhe, berichtet der Stifter. Manchmal komme eine Opernsängerin her, „um die Akustik der Kapelle für ihre Stimmübungen auszuschnüpfen“.

Grün und smart

Siemens hat seine Wurzeln in Berlin wiederentdeckt – und will in Spandau ein ganzes Quartier bauen

Arbeitswelt, Wohnwelt, Bildungswelt, Forschungswelt – alles in einem. Eine Welt, die smart organisiert ist und klimaneutral funktioniert. So soll die „Siemensstadt“ aussehen, die der Konzern in Berlin auf einer Fläche plant, die für 100 Fußballfelder reichen würde.

Mit dem Projekt wollen die Initiatoren auch zeigen, dass Berlin an eine längst vergangene Tradition anknüpfen kann, die die Stadt vor mehr als 100 Jahren glanzvoll zur „Elektropolis“ aufsteigen ließ. Eine Reihe von schnell wachsenden Großbetrieben sorgte damals dafür, dass Berlin zum Zentrum der deutschen und europäischen Elektroindustrie wurde. An der Spitze Siemens & Halske, das sich zwischen dem 1920 eingemeindeten Ortsteil Spandau und dem alten Berliner Stadtbezirk Charlottenburg ansiedelte, dort zur Blütezeit 70000 Arbeitskräfte beschäftigte und damit den Aufstieg des Areal zum Großsiedlung Siemensstadt möglich machte. In jenen Jahren des Wachstums waren Industrie und Wohnen noch streng voneinander getrennt. Die Grenze markierte dabei die vom Konzern 1929 angelegte Siemensbahn, eine der ersten elektrisch betriebenen S-Bahnen der Stadt.

Prägender Architekt von Industrie- wie Wohnbauten auf dem konzerneigenen Gelände war damals Siemens-Hausarchitekt

Hans Hertlein, der im Industrieteil mit Gebäuden wie dem Schaltwerk-Hochhaus Beispiele für eine neue sachliche Industriekultur schuf. Das Schaltwerk etwa war das erste mehrgeschossige Fabrikgebäude in Europa, 75 Meter hoch und 175 Meter lang. Auf der anderen Seite der Bahnstrecke schuf Hertlein Wohnsiedlungen im „Stile des neuen Bauens“. Zu diesen Siemens-Werkswohnungen gesellten sich bald weiter östlich unter kommunaler Aufsicht

Neben Büros, einem Hotel und Geschäften sollen auch gut 2700 Wohnungen entstehen

und Planung mehrere Wohnanlagen, an deren Entwicklung und Bau Großarchitekten wie Hans Scharoun und Walter Gropius mitwirkten. Das Ensemble macht die eigentliche Großsiedlung „Siemensstadt“ aus und zählt seit 2008 zum Unesco-Weltkulturerbe „Berliner Siedlungen der Moderne“.

So viel Geschichte, und jetzt auch wieder Zukunft, seitdem sich der Siemens-Konzern wieder aktiv zu seinen Berliner Wurzeln bekennt und auf dem alten Betriebsgelände das Stadtquartier errichtet. Seit Anfang März hat es auch einen Namen: „Siemensstadt 2“, ausgewählt nach ei-

ner öffentlichen Abstimmung, an der sich im Netz fast 7500 Interessierte beteiligt hatten. Favorisiert hat man bei Siemens aber nicht „hoch zwei“, sondern die englische Variante „Siemensstadt Square“. Das sei auch ein Verweis auf den zentralen Platz (englisch square), der im Herzen des neuen Stadtquartiers entstehen wird, heißt es beim Unternehmen.

Siemens wird für seinen Berliner Campus tief in die Tasche greifen. Bis zu 600 Millionen Euro nimmt man in die Hand. Neben dem Campus sind auch mehr als 2700 Wohnungen, eine Europa-Schule, zwei Kitas, ein Hotel und Flächen für Einzelhandel und Gastronomie geplant. Die Entwicklung des 70 Hektar großen Areals, das zu mehr als 60 Prozent unbebaute Flächen enthält, wird Siemens nicht allein realisieren. Die 600 Millionen Euro fließen laut Stefan Kögl, Generalmanager des Siemensprojekts, vorrangig für Produktions- und Verwaltungsbauten sowie für Forschungsvorhaben. „Für die städtische Entwicklung aber brauchen wir Partner wie Firmen, die sich ansiedeln wollen, Immobilienentwickler oder auch kommunale Wohnungsbaugesellschaften“, sagt er. „Und nicht zuletzt sollen weitere Start-ups und junge innovative Firmen angesiedelt werden.“ Kögl schätzt, dass zu den aktuell 7000 Jobs der Berliner Siemens- und Sie-

mens-Energy-Beschäftigten etwa 20000 Nicht-Siemens-Arbeitsplätze entstehen könnten und in die Gesamtentwicklung von Campus und Stadtquartier über drei Milliarden Euro fließen müssen.

„Ende 2022 soll Baustart sein“, sagt Kögl. „Und Anfang des neuen Jahrzehnts wird nach vorläufigen Planungen ein Gutteil des Projekts fertiggestellt sein.“ Womit



Hohe Summe: Für Gebäude und Infrastruktur müssen Investoren wohl drei Milliarden Euro aufbringen. FOTO: SIEMENS

auch gesagt ist, dass mit dem Gesamtprojekt noch viele Fragezeichen verbunden sind.

Antworten suchen die Investoren zunächst auf die Frage, wie die Menschen in 20, 30 oder 40 Jahren arbeiten und wohnen wollen und welche Notwendigkeiten sich daraus für das geplante Stadtquartier ergeben. Deshalb hatten Siemens und das Land Berlin im Sommer 2019 fast 20 Architektur- und Stadtplanungsbüros zum städtebaulichen Wettbewerb geladen. Anfang September 2020 wurde das vom österreichischen Architekturbüro Ortner+Ortner Baukunst eingereichte Städtebaukonzept von der Jury einstimmig zum Siegerentwurf bestimmt.

Markus Penell, einer der Autoren des Masterplans, erhofft sich von dem neuen, weitgehend autofreien Quartier einen „sehr vitalen Schmelztiegel“ unterschiedlicher Welten, inklusive Bewegungswelten mit Fahrrädern, Rikschas, Shuttles und der S-Bahn – „einfach mit allem“, so Penell, „was die öffentlichen Bereiche animiert und belebt.“ Der Masterplan sieht die Bebauung einer Bruttogrundfläche von knapp einer Million Quadratmetern vor. Gut ein Viertel der Fläche ist für Wohnnutzung reserviert, fast die Hälfte für Büros und Gewerbe. Knapp ein Fünftel bleibt der direkten Produktion vorbehalten, auf dem

Rest entstehen Forschungseinrichtungen und Infrastrukturbauten. Für den Bau sollen vorrangig Öko-Materialien wie etwa recycelbarer Beton oder komplette Holzkonstruktionen verwendet werden.

Die Herausforderung dabei ist, Altes beziehungsweise denkmalgeschützte Bauten mit der neuen Gebäudewelt zu verbinden. Der Siemens-Generalmanager weist hier auf den Entwurf für die Gestaltung des Eingangsbereichs des Campus, der vom Berliner Architekturbüro Robertneun stammt. Auch die Berliner hatten sich mit ihrer Hochbauarbeit in einem extra dafür ausgelobten Architektenwettbewerb durchgesetzt. Dabei gefiel der Jury besonders, dass der Gewinnerentwurf mit seinem rund 60 Meter hohen Holzhybrid-Hochhaus, einem Hofgebäude sowie einem Info-Pavillon die historischen und denkmalgeschützten Bestandsgebäude ergänzt und so ein ausgewogenes Ensemble von alt und neu schafft. Im Inneren des neuen Hofgebäudes soll ein Atrium die Besucher im öffentlich zugänglichen Stadtgeschoss empfangen. Die Idee des offenen Stadtgeschosses findet sich auch beim Hochhaus wieder. Zudem haben beide Gebäude öffentlich zugängliche Dachterrassen. Vom Eingangsbereich wiederum führt ein begrünter Boulevard in den künftigen Stadtteil. STEFFEN UHLMANN